

Persönliche Vorbemerkung

Die Haltung zur vielfältigen Gestalt unserer Welt wird immer durch persönliche Lebenserfahrungen mitbestimmt. Welche Rolle spielten die Eltern, der Freundeskreis, die Peergroups, mein Pastor, wichtige Lehrer? Welche Begegnungen formten meine Position? Jede Verhältnisbestimmung zum anderen beginnt mit der Überwindung der Fremdheit. Ich habe ein Jahr in Jerusalem studiert. Ich kannte die deutsche Geschichte. Ich kam in dieses Land mit der Erfahrung der Schuld meiner Väter und Großväter, die das jüdische Volk ermorden wollten. Erst durch die unzähligen Begegnungen mit den Jüdinnen der zweiten und dritten Generation nach der Shoa in Israel wurde für mich aus dieser Fremdheit und Schuld eine Beziehung der Nähe und Geschwisterschaft. Das Judentum ist unsere Schwesterreligion, ohne den Juden Jesus gäbe es kein Christentum. Ähnlich erging es mir in der Annäherung an den Islam. Intensive Gespräche in Hannover mit Sunniten und Schiiten sowie die jährliche Teilnahme am Fastenbrechen brachten eine Gemeinsamkeit, die gegen alle, die die Würde des Menschen missachteten, zusammen auftrat. In der Überwindung der Fremdheit zeigte sich, was Amartya Sen, der Nobelpreisträger aus Indien, in seinem Buch „Die Identitätsfalle“ feststellte: Es gibt nicht nur eine einzige Identität, sondern wir leben in verschiedenen Lebensbereichen, in unterschiedlichen Gruppen. Jeder Mensch ist ein komplexes Wesen, das sich aus verschiedenen Identitäten zusammensetzt.

Als ich im Vikariat war, waren unter den 20 Vikaren auch zwei homosexuelle Pastoren. In der Landeskirche, in der wir lebten, spielte die geschlechtliche Identität keine trennende Rolle mehr. Die homosexuellen Pastoren bekamen genauso wie ich schon Anfang der 90er Jahre eine Stelle in der Kirche in Norddeutschland. Als ich 20 Jahre später in der Hannoverschen Landeskirche Bischof wurde, gab es keinerlei gottesdienstlichen Handlungen für die Lebenspartnerschaft von homosexuellen Personen. Mit allen Bischöfen unserer Kirche entwarfen wir diese Formen. Und gaben jedem Pastor, der diese geistlichen Traufieren aus theologischen Gründen nicht vollziehen wollte, die Freiheit sie abzulehnen. Diese Gewissensfreiheit hat unsere Kirche nicht belastet, sondern zu vielen guten Gesprächen geführt.

Diese Skizze meiner persönlichen Erfahrungen mit gelebter Vielfalt geben einen Rahmen für meine theologische Position.

1. Die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers ist eine demokratisch verfasste Kirche

Dies ergibt sich für uns aus der Augsburger Confession (CA VII), wonach Kirche die Versammlung der Gläubigen ist. Der Leib besteht aus vielen Gliedern (1 Kor. 12). Sie sind in ihrer Funktion verschieden, aber dienen alle dem gesamten Organismus. Daher setzt unsere Kirche auf Partizipation und Beteiligung. Unsere Leitungsorgane sind demokratisch gewählt. Sie sind insofern immer an die Gesamtheit der Kirche zurückgebunden. Die Leitungsfunktionen haben eine definierte Zuständigkeit, etwa für eine Kirchengemeinde, einen Kirchenkreis oder eine kirchliche Einrichtung. Zugleich müssen sich die einzelnen Handlungsebenen immer als Teil der Gesamtheit verstehen. Auch geistliche Leitung ist eine Aufgabe, an der alle teilhaben. Die Rede vom Priestertum aller Gläubigen wendet sich gegen jede Exklusivität. Die Gemeinschaft beauftragt lediglich einzelne aus ihrer Mitte mit der öffentlichen Wahrnehmung dieses Auftrags. So steht die Geistliche Leitung immer im Dienst der Gemeinschaft. Das bischöfliche Amt ist Teil dieses pastoralen Dienstes. Oft gibt es eine symbolische Überhöhung des Bischofs in der Öffentlichkeit. Doch ein Bischof ist keine Heilige Person, er hat seine wichtigste Pflicht, für die Einheit der Kirche zu stehen. Seine Zuständigkeit richtet sich auf die Gesamtheit der Kirche. „Leadership“ bedeutet geistliche Leitung. Sie beruht nicht auf einer besonderen Machtfülle. Geistliche Leitung stellt Fragen, hört zu, ermutigt. Auch theologische Deutungen und das öffentliche Predigtamt gehören dazu. Geistliche Leitung führt immer wieder zum Evangelium zurück. Sie setzt Impulse, wie das Evangelium in der Gegenwart Gestalt gewinnen kann.

2. Kirche wendet sich immer an die Öffentlichkeit

Unsere Kirche ist eine Kirche in der Welt. Sie wendet sich ihr zu und sucht den Dialog. Die Lebenswelt der Menschen ist vielgestaltig. Dies ist auch innerhalb der Kirche selbst zu spüren. Die Menschen verwirklichen ihre eigenen individuellen Lebensentwürfe. Es gibt ein Misstrauen gegen Autoritäten, Institutionen. Als maßgeblich wird nicht anerkannt, was Wahrheit beansprucht, sondern nur, was sich individuell bedeutsam erscheint. Diese skeptische Haltung gegenüber allem Vorgegebenen ist ein Kennzeichen unserer deutschen Gesellschaft. Es zeigt sich im Abbruch von

Traditionen und darin, dass die Weitergabe von einer Generation an die nächste ins Stocken geraten ist. Die Grenzen zwischen Kirche und Welt sind fließend geworden. Die Mehrheit der Menschen in unserem Land gehört keiner christlichen Kirche mehr an. Auch innerhalb der Kirche werden oft die alten theologischen Formulierungen nicht mehr geglaubt. Wir bemühen uns, den Glauben so in die Welt hineinzusprechen, dass die Menschen ihn wieder neu erleben können. Das gelingt nur, wenn die Lebenswelt der Menschen ernst genommen wird. Unsere Kirche erkennt die Lebensformen an, die Menschen in großer Diversität für sich wählen. Dies bezieht sich auf die Vielfalt familiärer Situationen, auf die Vielfalt geschlechtlicher Identitäten, auf die Vielfalt kultureller Hintergründe, auf die Vielfalt der Gemeinschafts- und Kommunikationsformen, auf die Vielfalt ästhetischer Vorlieben, auf die Vielfalt biografischer Prägungen. Wir erkennen diese Diversität nicht nur an, sondern versuchen sie zu integrieren und uns auf sie zu beziehen. Natürlich kommt es dabei auch zu gegenläufigen Tendenzen. Es gibt beharrende Kräfte, die an ihrer gewohnten Kirche und ihrer vertrauten Gestalt festhalten möchten. Und es gibt progressive, veränderungsbereite Gruppen, die sich nach einer Kirche in neuer Vielfalt, aber auch einer neuen Wahrfähigkeit sehnen. Denn mit den alten Strukturen sind auch Machtverhältnisse verbunden, die es möglich gemacht haben, dass Menschen schwerer Schaden zugefügt worden ist. Wir fördern einen intensiven Prozess zur Aufarbeitung solcher Geschehnisse und zur Verhinderung jeglicher Art von Machtmissbrauch und Gewalt. Die Kirche muss ein sicherer Ort sein. Jede und jeder, egal ob alt oder jung, muss sich darin wertgeschätzt und in seiner individuellen Besonderheit akzeptiert fühlen. Denn er ist ein von Gott geliebter Mensch.

3. Es ist eine Kirche der Vielfalt, um die wir uns bemühen

Herkunft, Geschlecht oder gesellschaftlicher Status dürfen darin keine Rolle spielen. „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“ (Gal 3,28). Die Vielfalt der Menschen bedeutet, auch eine Vielfalt an Meinungen zuzulassen. Das kann unbequem sein und macht die Sache kompliziert. In unserer Kirche gibt es kein Lehramt. Es gibt keine Instanz, die sagt, was zu glauben ist. Man kann fragen, was dann die Einheit verbürgt? Wie kann man angesichts solcher Vielfalt zu klaren Positionen kommen? Wir haben eine Kirchenverfassung, in der wir unseren Auftrag benennen: die Erhaltung und Förderung der Verkündigung des Wortes Gottes und der Feier der

Sakramente gemäß dem Evangelium. Dieser Auftrag ist das Fundament. Es steht auf der Botschaft der Bibel in der Auslegungstradition der lutherischen Bekenntnisschriften. Darauf berufen wir uns. Aber die Auslegung geht weiter. Auch die Anwendung auf die Gegenwart geschieht immer wieder neu. Das ist manchmal ein mühsamer, aber unumgänglicher Prozess, den wir nach demokratischen Prinzipien gestalten. Das heißt alle Stimmen haben das Recht, gehört zu werden. Alle haben das Recht, ihre Anliegen in den demokratischen Prozess einzubringen. So kommen wir zu Mehrheitsentscheidungen, die die Richtung vorgeben. Es wird trotzdem abweichende Meinungen geben. Es wird auf dem gemeinsamen Fundament unterschiedliche Formen geben, wie der persönliche Glaube gelebt wird. Das ist gut und richtig. Es hindert nicht, dass wir zu strategischen Entscheidungen kommen. Solange das Fundament steht, macht die Vielfalt unsere Kirche lebendig.

4. Ich wünsche mir eine Kirche, in der der Geist weht, wo er will

Das kann auch an Orten geschehen, die wir noch gar nicht im Blick haben. Die Menschen sollen Möglichkeiten haben, ihre eigenen Anliegen in den Raum der Kirche einzubringen. Manchen ist der Gottesdienst besonders wichtig, sie beteiligen sich, indem sie Lektoren oder Prädikanten werden. Andere lieben Musik und Kunst, sie singen in Chören, werden Organisten oder spielen in Posaunenchorern und Bands. Manche engagieren sich in der Seelsorge in Krankenhäusern, Besuchsdiensten oder in der Hospizarbeit. Manche haben ihren Zugang in der tätigen Nächstenliebe und Diakonie, sie sorgen sich um Flüchtlinge, Mittellose, alte Menschen. Wofür das Herz der Menschen schlägt, dafür sollen sie Räume und Mitsstreiter finden. In jeder dieser Ausdrucksformen findet der Glaube Gestalt. Dies geschieht ebenso in den Kirchengemeinden vor Ort wie in überregionalen Arbeitsstellen und übergreifenden Aktionsbündnissen. Der Geist weht, wo er will. Natürlich haben wir auch damit zu tun, dass manche Arbeitsbereiche sich ausdünnen. Aber es entstehen auch immer neue Initiativen. Manche bleiben vor Ort, andere wehen durch die gesamte Kirche wie ein frischer Wind. Ich wünsche mir, dass die Menschen in unserer Kirche entscheidende Erfahrungen machen können, die sie bereichern. Ich wünsche mir, dass sie über die verschiedenen Zugänge einem lebendigen Glauben begegnen und ihnen dieser Glaube zur Kraft wird. Ich wünsche mir in allen Tätigkeiten Begegnungen mit Gott. „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“, sagt Jesus

(Mt 25,40). Die Zuwendung zu den Bedürftigen ist sein Zeichen. Er trägt die Zeichen des Leidens selbst an sich. Das ist seine „Missio“, die „Missio Dei“, an der wir Anteil haben. Wir sind zu den Menschen in der Vielfalt ihrer Lebenswirklichkeiten gesandt, weil Gott selbst diesen Weg gewählt hat. Ich wünsche mir eine Kirche, die glaubwürdig ist, weil sie diesem Weg folgt.

5. Unsere Kirche ist eine Kirche im Umbruch

Wir kommen in Mitteleuropa aus einer Zeit, in der es noch vor wenigen Jahrzehnten selbstverständlich war, zu einer christlichen Kirche zu gehören. Gesellschaft und Kirche befanden sich in einer weitgehenden Kongruenz. Man wurde in diese Kirche hineingeboren und blieb darin, ohne darüber nachzudenken. Kirchlichkeit wurde quasi vererbt. Christlicher Glaube war ein Traditionsgut. Heute ist es anders. Der Normalfall ist, nicht zu einer Kirche zu gehören und auch keinen Glauben mehr zu haben. Wer es trotzdem tut, muss dafür gute Gründe haben. Diese Gründe findet man nur in der Begegnung, mit Gott und mit Menschen. In der Begegnung mit Menschen kann einem Gott begegnen. In der Hand haben wir das nicht. Es ist unverfügbar und ein Wirken des Geistes. Wir können nur die Voraussetzungen schaffen, indem wir uns öffnen und in die Öffentlichkeit gehen, in die Städte und Dörfer. Wir gehen in die säkularen Räume, öffnen uns für das Gemeinwesen arbeiten an der Gesellschaft und ihren Fragen mit. Das bedeutet politisch zu sein, zu den Fragen der Zeit Stellung zu beziehen. Wir engagieren uns für eine freiheitliche, gerechte und friedliche Welt. Wir begegnen dabei Menschen, die dies aus anderen Motiven auch tun. Für uns ist es ein Zeugnis unseres Glaubens und wir stellen uns zur Verfügung, um mit anderen darüber zu sprechen. Es bilden sich Allianzen. Unsere Kirchen und Gemeindezentren sind Orte mitten in der Welt. Und sie sprechen eine andere Sprache, sie zeugen von etwas, das in der Welt nicht aufgeht. Wir laden ein und öffnen uns, damit die Menschen in der Mitte unserer Welt Gott begegnen können. Die „Missio Dei“ ist weltweit, aber sie geschieht genauso vor unserer Tür. Wir hoffen, wenn wir auf diesem Weg Gottes zu den Menschen mitgehen, dass die Menschen auf ihrem Weg dem lebendigen Gott begegnen können. Das ist unsere Hoffnung.